

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 220 (1941)

Artikel: Glück im Unglück
Autor: Kobler, B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-375123>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Kasper mußte darum, aber er ließ nichts merken. Das Nebhäuschen hatte man zwar vorläufig verschont. Dennoch vermied es der Alte die längste Zeit, nach ihm zu sehen.

Erst nach der Heuernte, als auf dem gerodeten Land schon die Frühkartoffeln in Blüte standen, brachte ich ihn einmal dazu, mit mir hinauszugehen. Er sah die weiß und bläulich schimmernde Halbe hinauf und freute sich sichtlich über den guten Stand des Felde. „So etwas ist auch schön“, sagte er ohne jede Bitternis.

Plötzlich nahm er wahr, daß sich zwischen den saftig-grünen Stauden, die schon fast den ganzen Boden deckten, ein paar Nebschosse, armfelige Wurzelaußschläge, ans Licht drängten, worauf er erschrocken einen Schritt zurücktrat.

„Habt Ihr gesehen? Die Neben sind noch nicht tot!“ sagte er, heftig erregt. Er warf noch einen knappen Blick nach der Hütte hinauf, dann wandte er sich heimzu.

Als es auf Johanni ging, bemerkte ich, daß der Alte öfter als sonst das Wetterglas um Rat anging und allabendlich nach dem Stand des Gewölkes ausschaute.

Eines Morgens stand er, sonntäglich angezogen, im Hofe. Er wolle jetzt nach Borauen hinabwalzen, sagte er aufgeräumt. Ein rechter Weinbauer müsse doch jedes Jahr einmal Traubenblust riechen, das sei ihm eine Seelenspeise. Der Neuhofer wollte ihm ein Fuhrwerk mitgeben, aber er schlug es bestimmt ab. Das Gehen mache ihm keine Beschwerde, und er habe da mehr Genuß von den Aedern und von dem, was es so auf beiden Seiten der Straße zu sehen gebe.

Gegen Mittag kam Bericht, man müsse den Alten im Schöngrund abholen. Er habe eine Schwäche bekommen. Der Neuhofer brach sogleich mit dem Kammwagen auf, doch er brachte am Abend einen Toten mit nach Hause.

Der Zimmermann Erb mußte dem Kasper, seinem letzten Wunsch gemäß, aus den Brettern der Sommerhalbenhütte die stille Ruhestatt herrichten. Und ich ließ mich den Weg nach Borauen hinab nicht reuen, um dem lieben Alten ein paar frische Schosse mit Traubenblüten als letztes Angebinde mit in den Sarg zu geben.

Glück im Unglück.

Von Bernh. Kobler, St. Gallen.

Auf dem schönen Bürglute lebte die ehrfame Witwe Klara Kenggli mit ihrer einzigen Tochter Hildegard. In der Bewirtung ihres Gutes und eines wertvollen Viehstandes half ihr der Innerrhoder Franzsepp so getreulich mit, als ob es seine eigene Habe wäre. Frau Kenggli hatte aber fortwährend mit allerlei Ungemach und Schwierigkeiten zu kämpfen. Wohl fiel ihr beim Tode ihres Mannes durch die Lebensversicherung ein schönes Pöstlein Bargeld in die Hand. Aber in Hof und Stall ging seit einiger Zeit alles schief. Im Christmonat stahl der Fuchs alle Hennen samt dem prämierten Büggel. Im Jänner fiel die trächtige Mutterfau in den Bschüttkasten und ertrank darin. In der Fasnacht wurde der fette Neufundländerhund gestohlen, während er in tiefem Schläfe lag. Im März meldete der Franzsepp, die Kühe seien verhext. Eine nach der andern werfe das Kalb heraus. Der Tierarzt stellte jene gefürchtete Krankheit fest, die feuchenhaftes Berwerfen heißt und die durch einen in den Stall eingeschleppten Bazillus verursacht wird und nicht durch Hexen und bössartige Weiber. Man behandelte und impfte die Tiere, aber ohne Erfolg, sodaß von zwanzig Kühen und trächtigen Kindern ihrer fünfzehn verwarfen. Dieses Uebel kletterte nun schon seit zwei Jahren im Stalle und endete damit, daß eine gute Zuchtkuh nach der andern keine Milch mehr gab und in die Metz verkauft werden mußte. Die neu gekauften Kühe erkrankten auch wieder, sodaß das Unheil kein Ende nehmen wollte. So wurde Frau Kenggli von Monat zu Monat ärmer. Die einzige Freude und Hoffnung im Leben der Witwe Kenggli bildete ihre bald tausendwöchige Tochter Hildegard, die hübsche schlanke Hilde, die ob ihres fröhlichen und anmutigen Wesens jeden bezauberte, der mit ihr verkehrte. Diesem lustigen, lebensfrohen Mädchen lief seit längerer Zeit ein wahrer schaffter Verehrer nach, der ihr selbst aber erheblich weni-

ger gefiel, als ihrer Mutter. Das war der Eusebius Glättli, ein großgewachsener Latschi, der einzige Sohn eines hablichen Bauern. Dieser Eusebius, ein grausam eingebildeter und ausgerechneter Mensch, diente bei der Kavallerie, der er schon zwei „Eidgenossen“ zu Grunde gerichtet hatte. Er gehörte jener politischen Vereinigung an, die sich Jungbauern nannte und die alles besser konnte und verstand, als alle übrigen Parteien zusammen. Wohl schielte manch junger Bauer nach der hübschen Hilde in Bürgli, die in einer vornehmen Familie in der Stadt vorzüglich kochen gelernt und die Kinderpflege studiert hatte, und die ganz sicher eine ausgezeichnete Hausfrau abgeben mußte. Aber Eusebius mit seinem Geld und seinem großen Maul schlug sie alle; denn Frau Kenggli besaß eine blinde Voreingenommenheit für diesen Burtschen, während sich Hilde herzlich wenig aus ihm machte. Als ihm dann der Kälberhändler Bischof am Dthmarsmarke erzählte, mit der Witwe Kenggli gehe es abwärts, ihr Geld schwinde wegen des Unglücks im Stalle wie der Schnee an der Sonne, da fand Eusebius plötzlich, daß er von der Schönheit seiner geliebten Hilde eigentlich nicht leben könne. Von da ab erschien er zur Freude Hildes nie mehr auf dem Bürglute. Er nahm den Rank jetzt nach dem „Roten Ochsen“ des benachbarten Städtleins, wo er die Schwester der Birnin, eine große, stolze Bernerin, kennen gelernt hatte, die aus vermöglicher Familie stammte. Sie benahm sich genau so, als ob ihr auf Gottes Erdenwelt keiner so gefalle, wie der gescheite und beredte Eusebius. Diesem schien jetzt das Glück auf einmal ganz besonders hold zu sein. Erstens wegen seiner neuen vermeintlichen Braut und zweitens wegen der unumstößlichen Tatsache, daß ihn die Jungbauernpartei in vierzehn Tagen als Kantonsrat wählen werde. In ihrer übermäßigen eigenen Wertschätzung hatte sie wie die



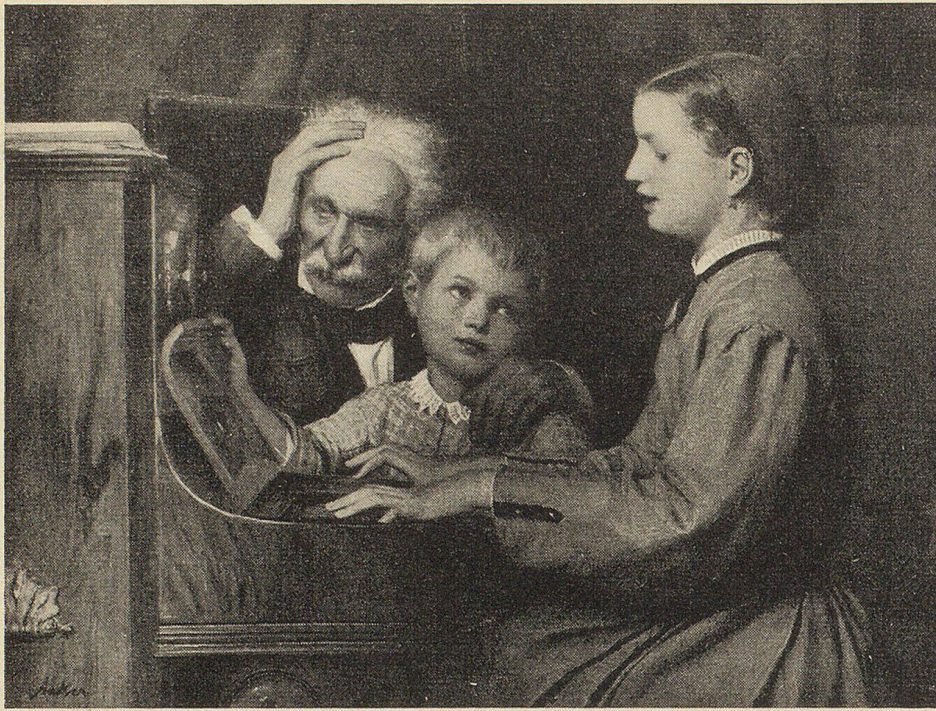
„Großvaters Andachtsstunde“ von Albert Anker, Ins 1893 (Albert Anker, dessen 30. Todestag am 16. Juli 1940 dessen Werke der Allgemeinheit freigeibt, ist für die bildnerische Kunst von ähnlicher Bedeutung wie sein älterer Landsmann, Jeremias Gotthelf, beide waren die berufensten Schilderer des Bauernlebens in Wort und Bild).

übrigen Parteien nicht weniger als elf Wahlkandidaten auf die Liste genommen, unter ihnen auch den Eusebius, der an seiner Wahl nicht im geringsten zweifelte. Die Bernerin im „Roten Ochsen“ bestärkte ihn mächtig in seiner Annahme, und Eusebius plante in seinem Innern, sie dann sicher heimzuführen, wenn er einmal als Kantonsrat im Dorfe herumstolzieren konnte.

Aus Afrika wurde die Maul- und Klauenseuche mit einem großen Schafransport nach Frankreich verschleppt. Sie trat dort in einer so heftigen Form auf, wie schon lange nicht mehr. Mit unglaublicher Schärfe und Gewalt raste die fürchterliche Seuche durch Frankreich, durch Belgien und Holland. Im raschen Siegeszuge eroberte sie auch ganz Deutschland. Auch der Schweizergrenze entlang traten einzelne Seuchenfälle auf, die aber durch sofortiges Abschachten des Viehs im Keime erstickt werden konnten.

In einem sonnigen Maimorgen schaute Frau Kenggli auf dem Bürgligut zum Fenster hinaus. Draußen blühte und grünte alles wunderbar, und ihr Vieh labte sich am üppigen Grase. Lachend und singend reiste ihre Tochter Hilde mit dem Korb am Arm dem Dorfe zu. „Ja, diese Hilde“, dachte Frau Kenggli in sich hinein. „Dieses liebe und gute Mädchen hätte mit Eusebius eine ver-

mögliche Bauernfrau werden können, und jetzt ist das auch wieder nichts. Alles geht bei uns fehl; wie wird das noch enden?“. Da trat Franzsepp an das Fenster heran und meldete, daß ihm die Kuh „Höffert“ gar nicht gefalle. Sie wolle nicht fressen, sie schmaße fortwährend mit dem Maul und schüttle die Hinterfüße, als ob sie von einer Wespe gestochen worden sei. Man sollte sofort den Tierarzt berichten. Frau Kenggli erschraf heftig und ahnte Böses. Schon in einer Stunde erschien das Auto des Amtstierarztes auf dem Bürgligut. Ein junger freundlicher Doktor war als Stellvertreter gekommen, da der Herr Amtstierarzt in den Ferien sei. Das ist die Maul- und Klauenseuche wie sie im Buche steht, erklärte der junge Doktor. Er besichtigte dann die übrigen Tiere, die alle noch gesund waren, und ließ sie sofort in den Stall stellen. Haus und Stall wurden mit einem Lattenhag umgeben und der Landjäger pflanzte davor eine Holztafel auf, die einen großen giftig gelben Zettel mit der Aufschrift: „Maul- und Klauenseuche“, trug. Schon am frühen Nachmittag schätzten der Kantons-tierarzt und ein Gemeindefchäker den ganzen Viehstand ab, da er gekulkt werden sollte. Ein Tier nach dem andern wurde aus dem Stalle geführt und dessen Verfehrswert festgestellt. Frau Kenggli war der Verzweif-



„Der Flüchtling in der Fremde lauscht den Klängen der Heimat“
Gemälde von Albert Anker, Ins. 1869 († 16. Juli 1910).

lung nahe. „Unglück, nichts als Unglück“, jammerte sie. „Diesmal aber nicht“, beruhigte sie der Kantonstierarzt. „Seien Sie froh, gute Frau, daß dieser so schwer an seuchenhaftem Verwerfen erkrankte Viehstand verschwindet. Die kantonale Seuchenkasse bezahlt Ihnen für Ihre Tiere volle achtzig Prozent des Wertes. In einer Stunde erscheint das Seuchenauto und führt das Vieh in den Schlachthof“.

Eine lange, lange Stunde saßen Frau Kenggli und Hilde hierauf in der Stube. Beide weinten und zweifelten an Gottes Gerechtigkeit, die ausgerechnet alles Unheil dem Bürgligut zuschiebe.

Kurz vor drei Uhr donnerte das große Seuchenauto die Dorfstraße hinab, dem Bürgli zu. Bald führten zwei Männer Kuh um Kuh die steile Rampe hinauf in den Rachen des Seuchenaautos. Als es gefüllt war, schloß der Fahrer die Rampe zu und mit dumpfem Poltern fuhr der Unheilswagen das Dorf hinauf. Stumm blickten ihm die Bauern nach. Es war ihnen allen nicht wohl zu Mute. Dreimal mußte das Seuchenauto fahren, bis alle Kühe und Kinder und der Stier und die Mutterfau mit dreizehn Jungen, aber auch Hildes fünf schöne Wildhauser Schafe, fort waren. Die leeren Ställe bestreute man mit Chlorkalk, und sechs Mann begannen sofort unter Leitung des Tierarztes mit der Reinigung und Desinfektion des ganzen Seuchengehöftes. Gegen Abend betrat der junge Tierarzt auf Einladung Hildes die Stube, wo sie ihm eine Flasche Wein und einen frisch angeschnittenen Schinken zur Stärkung bereitgestellt hatte. Verzweifelt saß Frau Kenggli am Fenster. Hilde bediente den Doktor mit

trauriger Miene und mit Tränen in den Augen. Der feine Schinken mundete dem jungen Doktor ganz vorzüglich, und je mehr er von dem feurigen „Siberaer“ trank, um so gehaltvollere Trostesworte fand er für die geplagte Frau Kenggli und ihre hübsche Tochter, der er wohl zehnmal eindringlich empfahl, ja das Gottvertrauen nicht sinken zu lassen.

Es blieb im Dorf bei diesem einzigen Seuchenfall.

Bald standen im Stalle des Bürgligutes wieder fünfzehn gesunde kräftige Bergkühe, die überaus gefreut taten. Alle kalbten recht und gaben Milch, daß es eine Freude war. Frau Kenggli und Hilde lebten wieder auf, ja Hilde wanderte jetzt täglich so stolz und selbstbewußt in das Dorf, um zu posten, daß sich jeder sagte: „Die habens wieder recht!“

Dem Eusebius war es unterdessen grausam schlecht ergangen. Er fiel in der Wahl als Kantonsrat samt seinen übrigen zehn Kandidaten glänzend durch. Am Abend des Wahltages saß er schon seit Stunden im „Roten Ochsen“, um auf seine Flamme zu warten. Kurz nachdem er seinen kantonsrätlichen Durchfall erfahren hatte, trat sie mit einem hochgewachsenen jungen Manne in die Stube und stellte dem ohnehin geschwächten Eusebius ihren Bräutigam, einen Metzgermeister aus dem Zürichbiet, vor.

Als sich Eusebius von seinen beiden verlorenen Schlächten allmählich erholt hatte, fand er plötzlich wieder den Weg auf das Bürgligut. Hilde wies ihn aber schroff ab. Sie sagte ihm, sie hätte genug von den treulosen Männern. Sie gehe im Frühling ins Kloster.

Im Herbst übers Jahr kam der Kantonstierarzt zufällig in die Nähe des Bürgligutes. Er stattete der seinerzeit vielgeplagten Frau Kenggli ein Besuchlein ab und fand sie in bester Laune und voller Lebensfreude vor. Alles gehe auf einmal gut. Die Abschachtung ihres kranken Viehstandes sei für sie ein großes Glück gewesen. „Wo ist das hübsche rotwangige Mädchen mit den schönen blauen Augen und den herrlichen Zähnen?“, fragte jetzt der Herr Kantonstierarzt ganz eindringlich. „Aha die lustige Hilde, meinen Sie“, lachte Frau Kenggli. „Die wohnt seit zwei Jahren im Bernbiet. Es geht ihr dort ganz ausgezeichnet. Sie ist gesund und glücklich und besitzt schon zwei muntere Buben als Frau des jungen Doktors, der damals den Seuchendienst auf unserem Hofe besorgte.“ „Dem sagt man Glück im Unglück“, lachte der Kantonstierarzt und schied befriedigt von dannen.